

## Der Krieg als Förderer weiblicher Schönheit.

Nach der „Daily Mail“ gibt es heute in England ungleich mehr schöne Frauen als früher. Man braucht nur an irgendeinem Kreuzungspunkt der Londoner Straßzüge Aufstellung zu nehmen, um sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, daß unter 50 vorübergehenden Frauen mindestens 20 ausnehmende Schönheiten sind, während der Rest, wenn auch nicht gerade als schön, in jedem Falle doch als ansehnlich bezeichnet werden muß.

Für die anfängliche Zunahme der weiblichen Schönheit führt man die verschiedensten Gründe an. Die Hygieniker und Besessenen führen die Ursache darauf zurück, daß die moderne Frau sich vielmehr als die Frau der früheren Generationen in freier Luft bewegt. Das mag bis zu einem gewissen Grade richtig sein; aber die Schönheit tritt doch nicht ausschließlich als Begleiterscheinung des körperlichen Wohlstandes auf. Die Statistiker wiederum führen zur Erklärung der Erscheinung das Gesetz an, demzufolge nach einem Kriege regelmäßig weit mehr Frauen als Mädchen geboren werden, und das auch gänzlich auf die Entwicklung der weiblichen Schönheit zutrifft, weil diese für die Erhaltung der Gattung in diesen Zeiten einen wichtigeren, aromatischeren Anreiz bildet. Das wäre eine Erklärung, die indessen nur für die neue Generation nicht aber für die erwachsenen Frauen als zureichend gelten könnte. Wie der Statistiker, so bringt auch der Hygieniker die jetzige Schönheit als das weibliche Nachwachstum mit dem Krieg in Zusammenhang, der die Erzeugnisse der weiblichen Natur bereichert, indem er ihr zugleich mit einer umfassenderen Lebensaufschauung neue Ausdrucksformen der Körperform verliehen hat. Andere betonen die Frage professioneller und beruflichen Trends, daß die moderne Chemie der Frau zahlreiche Mittel in die Hand gebe, die ihr die Möglichkeit gewähren, die Mängel der Natur auszugleichen. Vielleicht kommt man der Sache aber am nächsten, wenn man den Grund der weiblichen Verbesserung in der stetig fortschreitenden Beseitigung aus der Welt der häuslichen Angelegenheiten und der immer stärker werdenden Anteilnahme der Frau an den intellektuellen Formen des Lebenskampfes sieht. Es muß heute ja nicht nur mit den Männern, sondern auch mit den eigenen Geschlechtsgenossen in Wettbewerb treten. Die Erfahrung hat zur Genüge darüber belehrt, wozu mächtige Kräfte die Schönheit im Daseinskampf stützt. Es ist deshalb begründet, daß die Frau Interesse daran hat, diese Kampfkräfte nach Möglichkeit zu verbessern.

## Wie sich Pierpont Morgan überlisten ließ.

Des vor einigen Jahren verstorbene amerikanische Multimillionär John Pierpont Morgan, der nicht nur als Geschäftsmann, sondern — und fast noch mehr — als unerlässlicher Ratgeber bekannt ist, verabschiedete von Herzen alle Reporter, die den Bericht nachhaken, ihn zu interviewen. Sie erhielten nämlich stets dieselbe Antwort, die in einem Ton gegeben wurde, der genösigend grob war, um zum mindesten die Schätzerinnen unter ihnen abzuschrecken: „Wissen Sie nicht, daß ich niemals schwache? Belästigen Sie mich nicht! Verschwinden Sie!“

Ein Berichterstatter — neu im Fach — erhielt eines Tages dieselbe Antwort, erwiderte aber freimütig: „Aber Herr Morgan, das große amerikanische Volk möchte Ihre Ansicht über die finanzielle Krise wissen.“

„Der Teufel soll das große amerikanische Volk holen!“ wandte Morgan an.

„Danke!“ sagte der Berichterstatter. „Daraus kann ich wohl drei Spalten machen.“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich meine, daß Sie morgen in der „World“ mit großen Überschriften lesen können: Morgans Gefühle gegen uns in einer immerwährenden Zeit. Er sagt: Der Teufel soll das amerikanische Volk holen!“ Will er Witzen und Kinder beruhigen lassen?“

„Hören Sie mein Herr,“ sagte Morgan, „kommen Sie meinen Augenblick in mein Privatbureau. Sie sind ein ausgezeichnete Zeitungsmann.“

Der Berichterstatter erhielt ein regelrechtes und ergiebiges Interview.

## Bunte Zeitung.

Deschanel ist amerikanischer Bekanntheit. Die wenig spektakuläre Art, mit der sich die amerikanische Presse, nachdem sie bisher nur die Pariser Modetageblätter ausgiebig genossen hat, eine neue Art aus mit der Person des Präsidenten Deschanel beschäftigt, fällt den Pariser Blättern allmählich auf die Nerven. Man verweist mit schmerzhaftem Mitleid insbesondere auf einen Artikel des „Brooklyn Daily Eagle“, der zum Ergötzen seiner Leser eine an bissigen Ausfällen reiche Parallele zwischen Deschanel und Poincaré zieht. „Paul Deschanel“, heißt es da, „leidet sich mit der gesuchten Eleganz eines Dandé, was man von Poincaré wahrlich nicht sagen kann. Deschanel ist lebenswürdig, Poincaré dagegen brummig wie ein Bär. Die Reden Deschanels geben sich in der Form, wenn auch nicht dem Inhalt nach, als Perlen zu erkennen, jene Poincarés sind keine Perlen, aber der Form nach dem Inhalt nach. Deschanel hat ein Photographengeschäft, d. h. er ist für Photographen und Kino-Operatoren das dankbarste Objekt, Poincaré dagegen war auch hier gerade das Gegenteil seines Nachfolgers. Das ist immerhin wichtig genug um erwähnt zu werden; denn man wird in den kommenden sieben Jahren oft genug, um erwähnt zu werden; denn man wird in den kommenden sieben Jahren oft genug Gelegenheit haben, die Physiognomie des französischen Präsidenten im Film bewundern zu können.“ — Noch weniger gefallt der Pariser Presse der Bericht, der über den Verlauf eines Arbeitstages des Präsidenten Deschanel gegeben wird, ein Bericht, in dem sich folgende boshafte Stelle findet: „Um zwölf Uhr mittags nahm der Präsident mit einigen Wästen das Frühstück ein, und zwar in Gegenwart eines kleinen Publikum. Um 2 Uhr nachmittags ließ er eine Sitzung einberufen: Sitzungszimmer. Eine halbe Stunde später verlas er eine Rede, die er bereits vor einigen Wochen angesetzt hatte, und die mit den Worten begann: „Bei Ihrem Anblick kommt mir in den Sinn...“ Um acht Uhr abend nahm er an einem Festmahl teil, das die französische Vereinigung der Fliegenadventanten veranstaltet hatte.“

## Literatur.

Martin. Die Schuld am Weltkriege. Leipzig 1920. Verlag von Dr. W. H. Franke.

Es war ein genialer Gedanke des Leipziger Juristen Martin, die gesamte Schuldfrage mit den Mitteln der Rechtsprechung zu untersuchen. Martin löst seine Aufgabe mit dem peinlichsten Verantwortungsgefühl. Die Ergebnisse seiner bedeutenden Arbeit, die sich auf den gesamten Schicksalskomplex der Frage ausdehnt, dürfen den Anspruch einer endgültigen Klärung erheben! Sie sind unantastbare Tatsachen, die keine Ententepropaganda aus der Welt räumen kann; die unmittelbare Schuld am Weltkriege tragen England mit seiner vorzeitigen Mobilisierung und Österreich-Ungarn mit seinen übersteigerten Forderungen an Serbien; Deutschland, England, Frankreich sind freizusprechen, wenn sie auch nicht in gleichem Maße zur Verhütung des Krieges beigetragen haben. Martins Untersuchung wird einen tiefgehenden Eindruck auf das politische Urteil der Welt ausüben, weil jedes ihrer Ergebnisse wiesen ist. Sein Wert muß als die bedeutendste Erscheinung innerhalb der Schulfrage-Literatur der Gegenwart angesehen werden. Denn sie vertritt das gesamte bis heute vorliegende Material, gibt von ihm eine ausführliche Darstellung, damit ein Bild von der Genese des Krieges aus den Quellenentwerfen, bedient wissenschaftlich streng sich der juristischen Methode — im Gegensatz zur historisch-politischen — ohne jede Tendenz und Vorurteilsgewissenheit und ohne falschen Historismus. Reinliche Gewissenhaftigkeit hat hier die Wahrheit über die Schuldfrage erforscht. Die Unschaulichkeit und Klarheit der Darstellung, die Martins Wert zu der fesselndsten Lektüre politischer Literatur erhebt, überzeugt davon, daß der Beweis im Strafrecht kein anderer ist als in der Geschichte. Martins Wert gebührt in die Hand jedes gebildeten Deutschen. Es wird in Kürze auch im Auslande die ihm gebührende Beachtung finden.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 68 Fernruf 4520.

# Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 126

Mittwoch, den 16. Juni

1920

## Meerkatz.

Roman von Fred von Zobelitz

Kopyright des J. Engelhorns Nachf. (Nachdruck verboten).

Erstes Buch

Eine Schiffbratte war Soppenstedt in aller Frühe über den nackten Fuß gelassen. Da war er fast umgefallen. Jedwehes Geier konnte er vertragen, und mit den Größten des Tierreichs hatte er sich in den letzten Jahren sogar gehörig herumgelacht; aber gegen Ratten und Mäuse hatte er eine Polypenfratze.

Außerdem war er abergläubig. Mit einer Ratte ist es ähnlich wie mit einem Haen. Läuft sie dir des Morgens von links nach rechts über den Weg, so deutet dies auf nahendes Unglück.

„Herr Rittmeister,“ hatte Soppenstedt zu Preynjingt gesagt, und da fuhr der Dampfer sein Elbwasser und in zwei Stunden mußte man im Hafen liegen, „wenn wir man heute glücklich mit dem Ausladen fertig werden. Wir ahnt so was.“

„Baron, Kamel?“ hatte Preynjingt erwidert.

„Es ist von die, erhalt, Herr Rittmeister, und es trifft immer ein. Ich kann rechnen: es ist mir im Leben vielleicht sechsmal begegnet, das letzte Mal in unfer Jagdhütte am Altkorn, und da kriegte mich nachher die Dohln an Winkel. Und dann in Randow, wie ich so grade aus dem Hotel kam — und am seltsamen Tage machte der große Elefant, der Herr Rittmeister wissen ja, sein Spähen mit mir. Es trifft immer ein.“

„Was denn, du Kamel?! Du redest und redest, und ich ahne nicht, um was sich dein Damento dreht.“

„Es ist mir heute früh, wie ich aus der Kabine trete, eine Maus über den Fuß gelassen. Oder vielmehr eine dode, feste Ratte, und Internwärts. Da können wir uns auf ein Unglück gefaßt machen, das ist so sicher wie das Amen in der Kirche. Wenn wir bloß un'er Wegung erst ausgeladen hätten. Der große Mog will mir gar nicht gefallen.“

Der große Mog war ein abessinischer Löwe.

Preynjingt brach sich seinen lehn ein afrikanischen Transport nach Hamburg, oder das, was davon übrig geblieben war. Trotz der Berichte an Koll, Maulfäule und Selbstverwundung immer noch genug: fünf Elefanten, vier junge Löwen, acht Leoparden, drei Büffel, fünf Giraffen, dreizehnzig Strauße, von den Hainen und Wildtügen, den Affen und Bügeln ganz zu schweigen.

Es war der achte Transport Preynjingts seit Ventesmanns und Eohn und hatte mehr Scherereien und Unannehmlichkeiten gebracht als irgend ein früherer. Te-dah ärgerte sich Preynjingt über die Prophezeiung Soppenstedts auch doppelt, schamte ihn seines Übergläubens da er sich's nicht an und schickte ihn von Bord aus direkt nach dem Hotel. Wenn der dämliche Vogel sich schon vor einem Räuslein fürchtete, brauchte er bei dem Ausladen auch nicht dabei zu sein.

Gott sei Dank war alles wie am Schnürchen gegangen. Sogar die Elefanten und die Affenbande waren artig gewesen. Im vorigen Jahre hatte ein Elefant mit seinem Rücken einem hanteln Zuhauer den Parotidhof vom Leibe gerissen. Aber heute hatten die Herrschaften aus Innerafrika sich von ihrer besten Seite gezeigt. Ein Strauß hatte Hals aus nehmen wollen, war aber gleich wieder eingeschlagen

worden. Selbst die drei nublischen Büffel waren verständig gewesen.

Die jungen Löwen und die Leoparden hatte Preynjingt persönlich nach dem Ventesmannschen Tierpark geleitet und glücklich abgeliefert. Nun fuhr er nach dem Hafen zurück. Es handelte sich nur noch um die Giraffen und das kleine Raubzeug: die Familie der Wildtügen und um die Bügel. Als die Drohste sich dem Hafen näherte, richtete sich Preynjingt neugierig auf. Er war erstauut, daß sich trotz aller Abberungsmahnen ein so gewaltiger Menschenhaufe angeammelt hatte. Lieber dem blauen Wasser hatte ein Mastebaum; der Wimperschmud des „Prinz Heinrich“ war deutlich erkennbar. Der Kai schien geräumt zu sein; aber im weiteren Umkreise war durch die Menschenmauer kaum durchzutommen. Preynjingt ließ die Drohste halten und entsahnte den Anführer. Er wollte zu Fuß nach der Dampferstelle.

Rüdligstos hob er mit dem Ellbogen die Leute beiseite „Was da!“ rief er, „ich muß durch!“

Plötzlich vernahm er ein gemalliges Schreien, ein beständendes Kreischen, gelandete Angst. Herrgott, was ist los?! dachte er. Er gebrauchte wieder die Ellbogen; er wurde grob, er fürte mit den andern. Die Hälfte redeten sich; man hielt sich auf die Geschnigen.

„Ist das Vieh verloschen?“ fragte ein Arbeiter.

„Es stampelt noch,“ entgegnete ein Nachbar. Dann geilte wieder das Gedröl.

Ein Schutzmann hielt Preynjingt zurück. „Hör recht es nicht durch,“ sagte er.

Preynjingt zog seine Legitimation aus der Tasche.

„Ich bin der Befehl der Karawane, ich muß zu meinen Tieren.“

Der Schutzmann war ein Berliner. Er sah Preynjingt forschend in das braune Gesicht mit dem verwilderten Bart, nickte und meinte: „Na, denn machen Sie man zu! Eine von Ihren Tischen ist 'n Haen jept-mpt.“

„Schad dume-mot!“ Preynjingt durchbrach den letzten Menschenturm — und nun sah er das Unheil. Drei Giraffen standen neben ihren Wärtern an festen Halftern ruhig auf dem Kai. Eine vierte — es war die lange Rill — hing noch in ihrer Umklammerung am Kran und sollte eben von Bord gelassen werden. Die fünfte aber lag im Wasser und stampelte mit ihren ungeheuren Beinen gewaltig. Es spritzte hausdick, und in der Sonne funkelte der weit umherprühende Schaum.

Zwei Rettungsboote waren schon abgelassen worden, Preynjingt erkannte seine Boote. Befest hatte sich 'n Wass bei sich. Ein paar andere hielten Strickseilen in den Händen, um sie dem ungebärdigen Tier um die Fesseln zu schlingen.

Ein alterer Mann stürzte vom Dampfer der eilfertig Preynjingt entgegen.

„So 'n Unglück, Herr Preynjingt,“ sagte er schneidend, „Sie war richtig gerichtet, aber der Bauchgurt plagte. Da schlug sie erst auf die Steine und denn auch gleich ins Wasser. Es kann niemand davon.“

„Ich habe hundertmal befohlen, daß das Gurtzeug vor jeder Ausschiffung untersucht werden soll,“ antwortete Preynjingt streng. „Das wäre Ihre Sache gewesen, Hansen.“

Er wollte noch etwas ansügen, aber er sah, daß unter den drei Giraffen am Kai plötzlich eine Bewegung entstand. Die jüngste, ein geliches Dingelchen, dem kann die Knochenqualität wüthen den Obigen gesehen, war in findlichem

Übermür in die Höhe gestiegen und schlug mit den Vorderbeinen durch die Luft.  
„Reißhalten!“ schrie Preysing. Dann lief er sprunghaft zu den Giraffen.

Seine Warnung war zu spät gekommen. Der Wärter hatte in tödlichem Erzheden den Halter fallen lassen, und das Giraffenbaby trabte vergnügt davon. Das wäre noch nicht schlimm gewesen. Aber kaum hat die beiden andern Giraffen das Rapprio ge'e'en, so rissen sie sich plötzlich mit Unglimm los — wie auf Parabelung. Die Führer wurden zur Seite geschleudert und zerlegten sie einander; die eine erschlug noch den Führer und wurde ein paar Schritte weit mitgeschleppt — ein Glück, daß ihm von dem ausstehenden Tiere nicht die Hinterhälfte geschmettert wurde.

Die Schulleute traten die Giraffe der Menen zurück; denn nun begann eine wilde Jagd. Die lange Nil war soeben vorzüglich zu Boden gelassen worden, aber ihre melancholischen Augen hatten die eisigen das Gemüdel der Genossen gesehen, und in den Dunkel des Blids bligte es auf wie ein Funke Augen Instinkt. Raum war der Baumgurt gelöst, so geriet auch sie in Erregung. Preysing war schon neben ihr und griff nach dem Halter. Es nützte nicht viel. Nil trug seine Besetzung mehr und war härter als er. Ihre Klauen griffen geigig aus und Preysing galoppierte unwillig mit. Er hatte den Halsstricken um den rechten Arm geschlungen. Seine Muskeln wühlten sich; tief schnitt der Nemen in das Fleisch ein.

Die Giraffe lagter am Rat und ab und trieben ein mutwilliges Spiel. Der Nemenheng hörte sie nicht; sie taen auch niemand etwas zue. Verlater, Haenarbeter, Motoren und manche von den Zuschauern rasten hinter ihnen her. Aber sie lieen sich nicht langen.

Nun war Preysing in Gefahr. Er stürzte unversehens. Aber er konnte den Nemen nicht vom Arm lösen und wurde mitgeschleppt. Das war ängstlich der dem willgewordenen Tier. Er versuchte, sich weber auf die Beine zu helfen; es war unmöglich. Er ließ seinen Ruf aus; doch man hätte sehen können, wie das Braun seines Gesichts sahler wurde und das Blut unter den Augen sich flaute.

Pflichtlich brach die lange Nil zusammen. So plötzlich, als sei sie vom Blid getrieben worden oder als habe ein Schlag sie gerührt. Sie wollte freilich sofort wieder auf — und hünte zu neuen. Ihre Klauen bebten, sie war schaumüberdeckt. Nun lag sie ganz still.

Preysing hatte sich von dem Nemen befreit. Er stand auf. Er sah sofort das neue Unheil. Nil hatte sich mit den langen Beinen zwischen aufgestellten Tauen versagen; der linke Vorderlauf war gedröhen.

Er inerte neben ihr nieder. Der Bruch war unheilvoll; da half keine Aue. Er schaute dem Tier in das gutmütige Auge, und sah etwas wie Rührung sic in ihm auf. Arme Nil! Deine langen Beine sind diesmal den Unglück gewesen. Unter im Sudan haben sie dich p'eilichnell über Felien und Sand getragen; aber an die Tonnen und Flüsse und Laumassen einer Haenstadt waren sie nicht gewöhnt.

Preysing strich zärtlich über ihr Fell. Sie rührte sich nicht. Und da geschah etwas Seltsames. Die drei übrigen Giraffen näherten sich der Gefährtin mit vorgestreckten Hälsen, langsam und mit neugierigen Blicden. Sie konnten ohne Schwierigkeit gefangen werden und ließen sich auch willig am Halter führen; aber zuweilen schau en sie sich um, als wollten sie fragen, warum denn die Nil nicht mitlässe.

Hoppenstebis hatte sollte doch recht behalten. Auch der arme lange Tausel, der in den Gafen gefallen, war nicht mehr zu retten gewesen. Er ging an seiner Ungeschicklichkeit zugrunde. Hals und Beine waren im Kampfe mit dem Wasser ineinandergeraten. Es sah ebenso grotesk wie schrecklich aus.

Der schlanke Kopf und der Schwanzhals hatten sich unter den rechten Vorderlauf geschoben, und nun fand sich das dumme tobenbe Nien mit dem eigenen Gliedmaßen nicht mehr zurecht. Als das Laß ge'al en war und man die Giraffe glücklich an Land geschleppt hatte, war sie tot. Grausam erloschen; vielleicht hatte sie auch ein Herzschlag von ihrer Angst erlitten.

Preysing's Miene war finster geworden. Der Verlust war böse; er beklagte ihn auf überstautend Wart und dars

Alter. Es war gerade wieder einmal eine „graffenlose Zeit“ und die härteste Nachfrage nach den großen Anportenen Ende der sechziger Jahre. Er war trotz gewesen, daß er die fünf Langhälse glücklich nach Europa bekommen hatte. Und nun die es Neh im letzten Augenblick der Ausschiffung!  
Er hatte die Sache satt.

Er hatte die Sache satt. Das wiederholte sich Will Preysing, als er von dem Rentemännchen Tierpark aus todmüde nach seinem Hotel fuhr. In der Tat: der starke Mann war recht müde geworden. er begann zu spüren, daß man doch nicht ungestraft Jahr um Jahr in den Urwäldern und Wästen Afrikas, in den Dschungeln von Indien und den Sepen der Mongolei aus Lust am Abenteuerlichen unter taglich sich wendeoenden Strapazen herumtrotzen und sein Leben in die Schanze schlagen darf.

Außerdem: der alte Rentemann war gestorben, der Sohn lebte längst nicht mehr, das weltberühmte Geschäft war ein Aktienunternehmen geworden. Da hatte auch das persönliche Interesse ausgehört. D'ieser letzte Alertransport Preysing's sollte wirklich sein „letzter“ gewesen sein.

Die Drohge bog am Jungernstieg ein. Es war an einem der ersten Maitage, und die Promenade am Altkorbhain stark belebt. Erst angehört der sonniglich gepuzten Menschen fiel es Will ein, daß er sich noch im Reisezug be'and, und zwar keineswegs in einem sonderlich eleganten Touristenkoffm, wie es etwa die Passagiere der großen Vergnügungsdampfer zu tragen pflegen. Die alte Lederjoppe mit ihren halb ausgebleichten Steppfäden hatte schon manche Jagd erlebt; an recht ein Alerel sie er sich noch das Schu'loch, das von der Aue eines schuppigen Nubiers herührte. Und die Soen — du Leder Gott, hatten die noch eine Farbe? Sie waren ebenfalls dunkelgrau gewesen, aber in Regen, Sturm und Sonnenbrand war die Farbe zum Teufel gegangen. Nur der Stoff hatte gehalten; er war besser als die Farbe; selbst die Schieleschmied mit der Giraffe hatte ihn nicht ruiniert können. Schließlich die Stiefel: derbe Anleitel, deren schlichte Schönheit auch die tägliche Delung nicht aufheben konnte, die Hoppenstebis ihnen zuteil werden ließ. Endlich der Hut. Was es ein Hut? Man hätte sie ebenzuegen eine Mägen können. Es war ein erwaschones Uding aus Nil mit lederen Säumen und Schu'klappen für die Ohren; die Schu'klappen ließen sich aufbinden, und die Krenpe ließ sich nach beiden Seiten in die ganze Kopfbedeckung zusammenrollen, ohne daß es ihr sonderlich schade.

(Fortsetzung folgt.)

### Abschied?

„Und sprich mit nicht von Abschiednehmen. Weil mit das Wort nur Trauer bringt. Ich kann mich niemals von dir trennen: Auf Wiedersehen ganz anders klingt.“

Hab' dich selber schon oft gesehen, Konnt' nie deine Seele len. Daßer der Zweifel und die Furcht, Daß es doch Abschied gewesen.

Und wenn es un'er Abschied war, Such' nie, mich wiederzusehen: In meinem Leben die Sonne schill, Wohl lernen, alleine gehen.

Mein Herz die bist dann ein ferres Haus, Die Seele traut und verlassen: Ein Stül von meinem Leben schill, Will nie mehr lieben und lassen —

G. R.

## Etwas fehlt . . .

Humorvolle von Walter Fiedle.

„Etwas fehlt auf unserem Tisch . . .“ sagte ich beim Mittagessen.

„Auf welchem Tisch fehlt jetzt nichts!“ achselzuckte meine bessere Hälfte.

Aber ich hatte es mir einmal vorgenommen, heute den Antrag best'imm mit durchzuführen: Den Antrag auf Beschaffung eines richtigen Mostrißöffels.

Den Glasnapf, der zur Aufnahme des Mostrißes bestimmt war, hielt ich vor das hübsige Antlitz meiner besseren Hälfte: „Siehst du, hier ist in das Glas ein Einschnitt eingekerbt und in diesen Einschnitt gehört ein aus gelochtem Horn geführter Mostrißöffel hinein.“

„Weiß ich“, sagte meine Frau, „aber wenn du wästest, wie schwer das ist, so etwas zu finden . . .“

Wenn man mich fragt, ob nun beim Abendessen ein Mostrißöffel vorhanden war, so ist das eine Frage, die ich weder mit ja, noch mit nein beantworten kann; denn neben dem Mostrißnapf lag ein Instrument, das zwar vollständig einem Mostrißöffel vorzuziehen wäre, das aber dann bestimmt seinen Beruf in jeder Hinsicht verfehlt hätte. Das Instrument war nicht aus gelbem, durchsichtigem Horn gefertigt, sondern aus hartem, eisenschwarzen Knochen; das Instrument war so winzig, daß man es mit bloßem Auge nur sehr unbestimmt wahrnehmen konnte; das Instrument mag von seinem Erzeuger als Ohröffelchen für Säuglinge gedacht gewesen sein oder als Pfefferhölzchen für Magenleidende. Auf den Charakterist eines Mostrißöffels für Erwachsene hatte es keinesfalls irgendwelchen Anspruch. Ich will nicht in Worte stellen: wäre der Mostrißnapf bis zum Rande gefüllt gewesen, so bestand die Möglichkeit, mit diesem Säuglingsohröffelchen ein paar Mostrißtröpfchen herauszubekommen. Da aber an diesem Tage der Mostrißvorrat nur bis zur Mitte dieses Napfes hinaufreichte, so hätte mit diesem Instrument nicht der geringste Schlangennemich ein einziger Mostrißtröpfchen aus dem Behälter herausbekommen können. Und: ich bin kein Schlangennemich.

Ich sprach während der Mahlzeit kein Wort: innerlich tat ich ein schweres Gelübde; ich gelobte mir feierlichst, morgen früh nach dem Morgenkaffee das Haus zu verlassen, persönlich die Jagd auf einen Mostrißöffel zu betreiben und nicht eher wieder heimzukehren, als ich einen — tot oder lebendig — erwischt hätte!

„Wo gehst du denn hin?“ fragte mich meine Gattin, als ich am nächsten Morgen punkt neun Uhr zum Ausgang rückte.

„Ich?“ . . .“ sagte ich geheimnisvoll, „ich gehe Einkäufe machen . . .“

„Wohin gehst du zuerst?“

„Um . . . zuerst natürlich zum Depostentasse, das nötige Geld holen . . .“ heuchelte ich.

„Zur Dresdener Bank? Da haben wir den gleichen Weg, ich gehe zu meiner Freizeite.“

Nun mußte ich anstandslos zuerst wirklich auf die Dresdener Bank gehen und einen kleinen Betrag abheben. Ein der nächsten Ecke verschwand meine Frau im Scheurengeschäft.

Da stand ich nun auf der Straße und überlegte: das nötige Geld habe ich nun — aber, wo kaufst man einen Mostrißöffel?

Wohl man eine Uhr, so geht man in einen Uhrenladen. Wohl man einen Hut, so geht man in einen Hut-

laden. Aber einen Mostrißöffelladen gibt es nicht.

Ich ging in ein Seifengeschäft; die Leute hatten Rämme, Wärrten, hülgerne Koschöffel . . . aber keinen Mostriß-

öffel! Ich ging zu einem Juwelier; der hatte Goldlösel, Zee-

lösel, Silberlösel, Gemäselösel, Suppenlösel, Weiden-

lösel . . . aber keinen Mostrißöffel.

Da ging ich in ein Warenhaus. Ich ließ mich aber alle Treppen jagen, vergebens —!

Ich war hochgradig verdärrert. Nächelang schickte ich miterab, hatte keine Lust zu essen, verpörrte einen fatalen Druck im Magen und ging endlich zu unserem Hausarzt.

„Haben Sie in der letzten Zeit Neger geschäft?“ fragte mich dieser verständliche Mann.

„Ich bejahle aus Herzensgrund.“

„Nun, was werden wir bald haben. Leben Sie diaß, da legt sich das von selbst. Keine Kartoffeln, kein Gete, nichts Caures. Und vor allen Dingen: nichts Schärjes, keine pikanten Saucen. Und um Himmels willen: kein Mostriß!“

Erstlich leustete ich auf.

Wenn mir der Arzt den Mostriß verboten hatte, brauchte ich ja keinen Mostrißlösel mehr!

Endlich war die Frage erledigt.

Leuchtenden Auges kam ich zu Mittag nach Hause, und die Helle meines Bildes spiegelte sich in den Pupillen meiner Gattin.

„Der was hat sie denn sonst?“

Sie sprach zu mir: „Nichts?“

Während wir die Suppe löstien, erzählte ich ihr: „Weißt du, was mir unser Hausarzt verboten hat, Schanz? Den Wo —“

Wir bliebt das Wort im Halse stecken.

Denn jetzt sehe ich, was ihr leuchtender Bild mir zeigen will: in der Kerbe des Glasnapfes steck — aus Horn, gelb, in richtiger Größe — er, den ich jetzt nicht mehr benutzen darf, der Mostrißlösel.

## Wüstet ihr, was Gefühl ist . . .

Im nächsten Heft der Zeitschrift „Das Tagesbuch“ (Verlag Novobol) veröffentlicht Max Rod das folgende Gedicht, das sich gegen den seelenlosen Menschenlebe-Betrieb richtet und das wir deshalb gern abdrucken:

Ihr plattiert euer Güte-Plakat.  
In allen Mißständen: Große Menschenliebe!  
Verbrüderung! Umarmt euch! Sonnenstaat!

Wäre nur eure Unterdrückung nicht so giftgrün, —  
Gern glaub' ich euch! In euren Augenwinkeln  
Wär' eigenmächtig nicht des Lächeln und Verflühen!

Ihr kennt nicht den Sonnenaufgang in des Rebenmenschen  
Aug,  
Wenn man spricht, wonach ihn verlangt, tut, was er will,  
Ihr sprecht nur immer selbst, wünet den andern: Still!

Ihr versteht nicht zuzuhören. Zu verstehen versteht ihr nicht.  
Wart ihr je zu zweit? Zu zweit, wenn man nicht mehr spricht,  
Wie Sonne und Mond zu zweit — zu zweit wie Mann und  
Weib,

Zu zweit wie du und ich. Kein Gott gibt mehr. Zu zweit  
Zinkt die Welt und krönt der Himmel höchsten Palast —  
Und zu zweit ist so tief innen, daß man es kaum ersieht,

„Zu zweit ist Herztrausch, zu zweit ist weinende Bescheidenheit,  
Zu zweit blüht einander. Und wo tiefste Hülse ist,  
Ist auch zu zweit. In weisse Welt geht zu zweit.

Ihr aber verpaßt, nur einmal einem Freunde  
Heber das Haar zu streichen — fragen, ob er schlafen kann,  
Ihr brüllt nur los. Für euer Gebrüll bezahlt man dann,

Drum wo ihr gut heißt, will ich öds mich nennen,  
Wo ihr für liebend geliet, lieblos mich benennen,  
Wo Größe euer Tun ist, in das Mierleinste nennen.

Weg, weg, ihr Karben, Erlösungs-Großbetriebe,  
Weg, Tourniquet des Gottes-elchs, Elektrourbine, Ver-

Warenhaus „um großen Erdarmen“, Patent „Jenseits der  
Zeit“

Weg, Tenor-Mixe der Demut, Kinos der Weitzungsstat,  
Plakat „Ich revolutionäre“ und vor allem: Insektar  
„Wie werde ich paradiesisch.“ — O ihr, auch denen Härtung  
Ist recht,

Wünet ihr, was Gefühl ist, das Bild an Bild reißt —  
Ihr würet nicht so laut, nicht so verlassen  
Gant, eure Liebe töche nicht wie parfümeries Wasser,  
Ist recht,

Ihr könnt einmal abends um, für Mutterkitten  
Und Auf bereit — und Gott nicht gar so weit, so weit —  
Und unsere Zeit wäre nicht unsere Zeit! . . .